



Kerstin Gäfgen-Track

Gott glauben

Theologie und
Spiritualität



Für die, die ihrer Sehnsucht Luft zum Atmen geben

»Und plötzlich, ganz ohne Ankündigung, ist das die Frage: Bin ich echt gewesen in dem, was ich gelebt habe?

In meinem Denken, Sagen, Fühlen und Tun?

Echt; genuine; autentico: Ich betrachte die Wörter, sage sie mir vor und bin unsicher, was sie – besonders in dieser Frage bedeuten. Und doch scheint mir die

Frage dringlich, brennend, wichtiger als fast jede andere ... Es geht um die großen Dinge, die wichtigen

Entscheidungen, die bedeutsamen Worte, die umfassenden Gefühle, die aus der Tiefe heraus gewirkt haben.«¹

Pascal Mercier

Inhalt

Hineindenken: Der Taxifahrer und die Jugendlichen.....	9
Die Spur meines Glaubens.....	15
Vom Glauben erzählen: mein Beruf.....	19
Haltung und Verantwortung.....	28
Glaubensweisen – so vielfältig wie die Menschen.....	34
Glaube geschieht.....	39
Die Sehnsucht Gottes und die Freiheit des Menschen.....	45
Von der Bildung des Glaubens.....	50
Getauft werden.....	58
Das andere Leben mitten im Leben.....	61
Gott glauben.....	71
Gott erfahren.....	77
Gottes Präsenz in der Welt.....	82
Bekenntnis oder ich stehe dazu.....	88
Gott zweifelnd denken in seiner Unbegreiflichkeit.....	91

Glauben leben.....	99
Einfach leben.....	103
Signaturen des Glaubens.....	108
Weltverantwortung.....	114
Frömmigkeit.....	121
 Glaube verbindet.....	 129
Auf der Suche nach einer christlichen Gemeinde.....	132
Gemeinsam glauben.....	142
Die Gemeinschaft der Heiligen.....	145
Von der gefährdeten Relevanz und dem Druck zu tiefgreifenden Reformen.....	150
 Am Ende: Stehenbleiben und Innehalten.....	 157
 Dank.....	 161
 Anmerkungen.....	 165

Hineindenken: Der Taxifahrer und die Jugendlichen



Der Zug nach Brandenburg hat so viel Verspätung, dass ich ein Taxi nehmen muss, um noch halbwegs pünktlich zu sein. »Zum Dom, bitte.« Der Fahrer mustert mich skeptisch von der Seite. »Ja, klar nicht vors Portal, sondern zum Durchgang auf den Burghof, bitte.« »Keine Ahnung, da war ich schon dreißig Jahre nicht. Mit der Schule muss ich mal da gewesen sein. Dahin wollte schon lange keiner mehr gefahren werden. Sie sind nicht aus Brandenburg, oder?« »Ich komme aus Hannover.« »Um in den Dom zu gehen?« »Ja, später. Erstmal werde ich mich mit dem Museum beschäftigen.« »Ach, da gibt es auch ein Museum?« »Sie können gerne den Dom und das Museum besichtigen und bald eröffnen wir ein Restaurant.« »Nee, nicht für mich. Für die Touristen. Macht neun Euro.« Der Taxifahrer fragt nicht, was es im Museum zu sehen gibt. Noch nicht einmal ein Restaurant am Dom interessiert ihn. Der Dom, großartiger steinerner Zeuge von über 850 Jahren christlichem Glauben und christlicher Kultur, sagt ihm nichts. Er will nichts von ihm wissen, fährt immer wieder einfach vorbei. Den Durchgang zum Burghof muss ich ihm zeigen.

Ich bin weder Museumspädagogin noch Restaurantmanagerin, vielleicht hat der Taxifahrer mich für eine solche gehalten. Hätte ich einflechten sollen, dass ich Pfarrerin bin? Ich hätte ihm von meiner Freude erzählen können, wenn ich in diesem wunderbaren Dom Gottesdienst feiern darf. Wenn mein Blick von seiner Architektur himmelwärts gezogen wird, ich über die Botschaft des wunderbaren Marienaltars nachdenke oder in der Krypta – ausgestaltet zur Erinnerung an

die christlichen Märtyrer des 20. Jahrhunderts – bete, dann kann ich alles um mich herum vergessen. Der Dom fasziniert mich in seiner Schlichtheit und Klarheit. Ich lasse gerne die mächtige Tür im Portal ins Schloss fallen und mich von diesem jahrhundertelang durchbeteten Raum mit allen Sinnen ansprechen. Der Dom in der Fremde ist ein Heimatort für meinen Glauben, zu dem es mich immer wieder zieht. Einfach so daran vorbeifahren, für mich geht das nicht.

Doch selbst, wenn ich den Taxifahrer gebeten hätte, wenigstens einmal einen Blick in den Dom zu werfen, um vielleicht die Kraft zu spüren, die er verströmt, hätte er vermutlich abgelehnt. Denn warum sollte er es tun? Rund 88 % der Menschen in Brandenburg gehören keiner Kirche an. Nicht wenige haben noch nie einen Kirchenraum von innen gesehen und fühlen meist auch keine Veranlassung dazu. Sie erwarten sich von *der* Kirche für ihr Leben nichts. Sie wissen gar nicht, was sie sich davon erwarten könnten. Der Dom und die anderen Kirchen in der Stadt sagen ihnen nichts, die Ruderregatten auf dem Beetzsee, die Mopsfiguren für Vicco von Bülow oder das Industriemuseum interessieren sie vermutlich mehr.

Im Sommer 2020 haben Jugendliche eine Wiese an der Havel unterhalb des Doms zu ihrem abendlichen Treffpunkt erklärt; die Musik schallt mal lauter, mal leiser über das gesamte Domareal. Die Mitarbeiter*innen des Domstifts haben bewusst darauf verzichtet, die Polizei einzuschalten, und lassen sie feiern. Anstatt bei den Jugendlichen ebenso wie bei dem Taxifahrer dar-

auf zu warten, dass diese in den Dom kommen, könnten wir vom Dom zur Wiese oder auf die Straße zu den Menschen, egal ob jung oder alt, gehen. Wir, die wir uns am Dom engagieren, könnten mit Menschen von uns aus die Begegnung suchen, unsere *Dominsel* dafür verlassen. Menschen nach ihren Erfahrungen fragen, mit den Jugendlichen die Schönheit des Lebens feiern und mit anderen seine Zerbrechlichkeit und Endlichkeit durchleiden. Hineingehen in das Leben, da wo es stattfindet. Auf die Geschichte des Taxifahrers oder einer zur Musik tanzenden jungen Frau hören.

Hineingehen in das Leben von Menschen und zugleich die Menschen in den Dom einladen. Den Wunsch habe ich schon. Nicht, damit sie ein altes Gemäuer von innen gesehen haben, im Museum die Geschichte des Domstifts kennenlernen, und auch nicht, um Spargel und Erdbeeren im domeigenen Restaurant zu schlemmen. Wenn es passierte, dass sie an einer Stelle entdeckten, angerührt zu sein, einen anderen Ton in ihrem Leben zu hören, dann könnte es ein Anhauchen des Geistes sein. Die Sehnsucht nach dem anderen im Leben, vielleicht wird sie dadurch wach.

Mein Ziel mit diesem Buch ist es – ich bin viel zu sehr durch und durch Theologin, als dass es anders sein könnte –, Inhalte des christlichen Glaubens zur Sprache zu bringen. Aber darum geht es mir nicht in erster Linie. Vielmehr möchte ich versuchen, den Glauben an den dreieinigen Gott so zu beschreiben, dass eine Spur sichtbar wird, auf der eigene existenzielle Erfahrungen gedeutet werden können. Ich hoffe, eine Spur zu

legen, der Menschen auf ihrer Suche nach Gott folgen und für sich selbst neue Einsichten gewinnen können, was es heißen kann, Mensch zu sein. *»Du hast mich geträumt gott/ wie ich den aufrechten gang übe/ und niederknien lerne/ schöner als ich jetzt bin/ glücklicher als ich mich traue/ freier als bei uns erlaubt.«* (Dorothee Sölle)²

Bewusst spreche ich von »Gott« und versuche, nicht über GOTT, Gott*, Gott+ oder Gott*in einen lange Zeit männlich geprägten Begriff eines personalen Gottes zu gendern oder die weibliche Seite Gottes sprachlich »sichtbar« zu machen. »Gott« versuche ich als personal gedachtes, transzendentes Gegenüber, auf das die Kategorien von männlich, weiblich oder divers nicht angewandt werden können, zu verstehen und so davon auch zu schreiben unter der Verwendung des traditionellen Begriffs »Gott«. Theologisch angemessen halte ich ein Verständnis von Gott als eine personale Macht der Liebe.³ »Gott ist Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.« (1. Johannes 4,16)⁴ Manifest und sichtbar geworden ist diese Liebe in Jesus Christus: »Darin ist erschienen die Liebe Gottes unter uns, dass Gott seinen eingeborenen Sohn gesandt hat in die Welt, damit wir durch ihn leben sollen.« (1. Johannes 4, 9) Von Christus her will ich in diesem Buch dem nachspüren, was Gott glauben heißen kann. Dabei will ich konsequent vom Menschen her denken und von Erfahrungen, die Menschen mit diesem Gott machen können, so wie ich selbst voller Vertrauen und voller Zweifel an diesen Gott glaube. Ich hoffe darauf, dass Gott bis in alle Ewigkeit in der Liebe und durch sie präsent sein wird. Dass Vorstel-

lungen von Gott nicht nur die Kategorien von Gender sprengen und über sie hinausgehen, ist die Herausforderung jeder gedanklichen Beschäftigung mit Gott.⁵ Es ist auch die große Herausforderung, dies angemessen zu versprachlichen.

Wenn ich als Pfarrerin über Gott, Glauben und die Gemeinschaft der Heiligen schreiben will, kann ich Themen wie Missbrauch, Antisemitismus und Rassismus nicht aussparen; sie sind Teil der Geschichte der christlichen Kirchen, in der ich stehe, auch der Kirche, zu der ich gehöre, und des Kontextes, in dem ich lebe und arbeite. So gehe ich an einigen Stellen darauf explizit, eher exkursartig, ein; implizit bilden sie immer wieder einen Teil meines Hintergrunds, aus dem heraus ich schreibe. Ich muss mich auch in meinem Alltag, beruflich wie privat, immer wieder damit auseinandersetzen, muss Stellung beziehen und auch persönlich Schuld bekennen, die wir als Vertreter*innen Kirche mittragen müssen.

Die Spur meines Glaubens



Als mich die Musik und die Unterhaltung der Jugendlichen auf der Wiese am Dom nicht einschlafen ließen, überlegte ich, was ich den Jugendlichen überhaupt sagen wollte, wenn ich zu ihnen auf die Wiese ginge. Vielleicht würde ich jemanden bitten mitzukommen. Ein bisschen mulmig wäre mir schon, ob sich die Jugendlichen überhaupt auf eine ihnen fremde Frau einlassen würden. Würden sie mir die Chance geben, ihnen zuzuhören, sie kennen und verstehen zu lernen zwischen Techno und Rap, Wasser und Wein, Liebe und Leiden an der Liebe? Auch wenn ich einige Übung darin habe, mit fremden Menschen ins Gespräch zu kommen und dabei durchaus über existenzielle Fragen zu sprechen, gehen mir solche Gespräche nicht leicht über die Lippen. Ob ich am Ende von mir, meinem eigenen Leben und damit auch meinem Glauben erzählt hätte, habe ich mich in dieser Nacht mit den Stimmen und der Musik der feiernden Jugendlichen gefragt. Vielleicht müsste ich dafür mehr als nur einen Abend mit den Jugendlichen verbringen. So schnell kommen Gespräche, die mehr sind als small talk, nicht zustande. Am Ende war ich froh, müde von einem langen Tag ins Bett gegangen zu sein, und doch ärgerlich mit mir selbst, dass ich nicht spontan die Begegnung mit den Jugendlichen gesucht habe. Dass es dafür um kurz vor Mitternacht zu spät gewesen wäre, war nicht mehr als eine Ausrede.

Durch die Diskussion über die »Relevanz von Kirche«, die seit der Corona-Pandemie mit einer neuen Intensität geführt wird, denke ich in für mich neuen, eher noch ungewohnten Bahnen darüber nach, wie gerade

jenseits der Kirchenmauern – extra muros ecclesiae – im nicht geschützten Raum von Kirche explizit vom Glauben gesprochen werden kann. Wie kann er im Taxi oder auf der Havelwiese bezeugt und gelebt werden? Dabei muss ich mit diesem Buch Farbe bekennen und ehrlich erzählen, warum ich glaube und was das für mein Leben und den Gedanken an das eigene Sterben heißt. Ebenso wichtig ist es, von anderen Menschen zu hören, warum sie vielleicht anders als ich glauben oder gerade nicht glauben. Das gelingt im Gespräch mit Menschen, die keine religiösen Überzeugungen vertreten oder sich religiös entfremdet haben, nur, wenn ich meine eigenen Erfahrungen mit dem Glauben in die Sprache und das Denken der säkularen Welt »übersetze« (Jürgen Habermas).⁶ Die säkulare Welt, das können die feiernden Jugendlichen auf der Wiese, der Taxifahrer ebenso wie Menschen aus Politik, Bildung und Gesellschaft sein, mit denen ich beruflich viel zu tun habe. Mit diesen unterschiedlichen Menschen möchte ich einen intensiven und ehrlichen Dialog über die Fragen des Lebens versuchen. Mitten im Leben in der Begegnung mit Menschen nach Gott suchen – zusammen mit anderen Christ*innen, mit konfessionslosen Menschen, erklärten Atheisten und mit denen, die von anderen Religionen und Weltanschauungen überzeugt sind. Für mich ist der Glaube »existenzrelevant« (Wolfgang Huber)⁷. Deshalb gibt es keinen Bereich meines Lebens, in dem mein Glaube keine Rolle spielt. Dabei sehe ich ein ständiges theologisches, wissenschaftlich fundiertes Arbeiten, das die existenzielle Dimension präsent hält und transparent macht, als unverzichtbar an für den Beruf der Pfarre-

rin bzw. des Pfarrers. Von *dem* Glauben sprechen, sich selbst theologisch und wissenschaftlich damit auseinandersetzen, das glückt nur, wenn die eigenen existenziellen Erfahrungen im Glauben transparent werden und das Wagnis eingegangen wird, sie als Erfahrungen mit und durch Gott zu deuten. Es gibt für mich kein größeres Wagnis als das, denn ich fürchte, mich an Gott mit meiner Interpretation zu »vergreifen«. Und auch, dass ich Menschen nicht erreiche mit dem, was es vielleicht heißen könnte, an Gott zu glauben.

Immer wieder werde ich gebeten, für andere zu beten, was mir nahegeht, gerade wenn mir die Person erklärt, sie könne es selbst nicht. Anderen Menschen ist es wichtig, dass ich Gottesdienste halte, auch wenn sie selbst nur selten diese oder andere Gottesdienste besuchen. Dann fällt mir wieder der Taxifahrer aus Brandenburg ein, der vermutlich noch nie einen Gottesdienst besucht hat. Die Frage eines Glaubens, der die Praxis des Glaubens auch für andere ausübt und danach lebt, ist virulent in Gesprächen und Mails mit einer Frau, mit der ich hin und wieder beruflich zu tun habe. Diese Frau hat für sich schon lange entschieden, dass an einen Gott zu glauben nicht ihre Sache sei und auch keine Not sie beten lehren werde. Dennoch sucht sie das Gespräch mit mir. Existenzielle Themen und die Frage danach, ob es einen Gott gebe, beschäftigen sie sehr. Es sind kontroverse Gespräche, und ich merke, wie wichtig es für sie ist, dass ich im Unterschied zu ihr glaube und ihr davon erzähle, ungeschminkt und ehrlich. Sie verwahrt sich gegen jeden Überzeugungsversuch schon im Ansatz, aber unsere